

Zu Tode geglaubt – oder: Wie man an Gott irre werden kann

An einem Verschwinden des Glaubens an Gott sind nach verbreiteter Auffassung allein Atheisten interessiert. Dass sie dem als „Herrn über Leben und Tod“ verkündeten Gott selbst den Tod wünschen, ist aber auch für ansonsten religionstolerante Zeitgenossen nachvollziehbar. Man muss sich nur die ebenso zahllosen wie erfolgreichen Bemühungen anschauen, um Gottes willen Menschen in den Tod zu schicken oder ihnen im Namen Gottes den Tod zu bringen. Ein Glaubensfanatiker, der mit den Worten „Gott ist groß“ auf den Lippen einen Sprengsatz zündet, praktiziert einen todbringenden Glauben. Es ist ein tödlicher Glaube, der am Ende auch den Glauben an Gott umbringt. Denn wer will noch an diesen Gott und seine Großartigkeit glauben, wenn seine Anhänger von diesem Glauben die Lizenz zur Tötung der Anders- oder Ungläubigen ableiten?

Da jeder vernünftige Mensch zu seinen Lebzeiten etwas Besseres als den Tod finden will, muss es nicht verwundern, wenn vernünftige Menschen eine Glaubens- und Gottesnähe meiden, die sie in Todesnähe bringt. Wenn Gottes- und Todesnähe nicht auseinandergehalten werden können, dann ist es klug, sich von diesem Gottesglauben zu distanzieren und einen solchen Gott vom Menschen fernzuhalten. Aber Gott wird nicht nur dort zu Tode geglaubt, wo man seine Größe preist und Menschen in seinem

Namen erniedrigt. Und es sind auch nicht allein Religionspolemiker, die es mit einem Fingerzeig auf religiösen Terror schaffen, dem Gottesgedanken ein Ende zu bereiten. Neben den Gottesverächtern tragen vielmehr auch die wohlmeinenden Verfechter seiner Existenz und die sanften Apologeten seiner Verehrung entscheidend zu diesem Ende bei. Auch wer es gut mit seinen Mitmenschen meint und Gott als Grund alles Guten ausgibt, kann am Ende ohne gute Gründe für das Bekenntnis zu diesem Gott dastehen.

Wer mit dem Wort „Gott“ etwas Gutes intendiert, tritt stets für einen „lieben“ Gott ein. Gottes Größe wird hier zwar auch „machtförmig“ bestimmt. Aber nun soll es die Macht der Liebe sein, die seine Größe ausmacht. Es ist eine Liebe, die unbedingt und bedingungslos ist. Sie stellt keine Vorbedingungen und keine Nachforderungen. Es ist eine Liebe, die nichts vom Menschen will, aber alles für ihn übrighat. Ein lieber Gott ist ein entgegenkommender Gott, der viel (an)bietet, aber nichts verlangt. Man muss keine Normen erfüllen, um seine Gunst zu erringen. Vor ihm darf man so sein, wie man ist, und Gott sagt: Gut so!

► Von Akzeptanz, Redundanz und Gleichgültigkeit

Die meisten theologischen Publikationen der letzten Jahre sind geprägt vom Tenor der Güte

und Barmherzigkeit Gottes. Diese Akzentuierung ist zweifellos berechtigt, um Engführungen und Verzerrungen eines angstbesetzten Gottesverständnisses zu überwinden und die Zwänge eines religiösen Leistungsdenkens aufzubrechen. Aber sie hat nicht die Akzeptanz der christlichen Gottesrede steigern können, sondern die Gleichgültigkeit ihr gegenüber vermehrt. Dass man sich in christlichen Kreisen allerdings darüber wundert, dass eine vermeintlich „frohe“ Botschaft lediglich Indifferenz auslöst, ist selbst verwunderlich. Denn sie übersehen das Naheliegende: Die Nachricht, dass man ohne besondere An-

strengungen und Leistungen so sein darf, wie man ist, erzeugt bei ihren Adressaten den Eindruck der Redundanz. Sein können, wie man ist, kann man auch ohne diese Zusicherung. Folglich ist sie entbehrlich, verzichtbar, überflüssig.

Nicht minder prekär ist es, wenn von den Befürwortern dieser Gottesrede gleichwohl Bedarf für die Rede von der Liebe Gottes reklamiert wird. Denn nun gerät sie unter den Verdacht, dass dahinter nichts anderes steht als ein menschliches Bedürfnis der Selbstaffirmation, das in der modernen Leistungsgesellschaft



verstärkt, aber von ihr nicht erfüllt wird. Diese Gesellschaft verlangt von ihren Mitgliedern, sich wertschöpfend im Wirtschaftskreislauf zu bewähren. Belohnt wird das Erreichen vorgegebener „benchmarks“ mit ökonomischen Annehmlichkeiten. Alle Menschen finden Akzeptanz, wenn sie Akzeptables vorzuweisen haben. Ihre Wertschätzung hängt somit ab von den Wertschöpfungsketten, deren Glieder sie sind. Schlecht dran ist, wer nichts Verwertbares zustande bringt. Die Annahme eines Menschen – allem Unannehmbaren und Wertlosen zum Trotz – ist in diesem Kontext nicht denkbar und wird selbst zu einer inakzeptablen Forderung.

Aber kein Mensch kann existieren, wo ein Kalkül von Zweck und Nutzen, von Umsatz und Rendite alles bestimmt und es keine Orte zweckfreier Anerkennung gibt. Als ein solcher Zufluchtsort erscheint der Glaube an Gott. In diesem Kontext begegnet Gott als jene Größe, von der eine unüberbietbare Bestätigung eingeholt werden kann, dass der Mensch sein darf, wie er ist – ohne Wenn und Aber. Was ihm eine säkulare Logik von Aufwand und Ertrag vorenthält, wird ihm in einer religiösen Logik von Gnade und Wohlwollen gewährt: die Bestätigung des Selbstseinkönnens unabhängig von allen Leistungserwartungen – auch von Seiten



Gottes. Er mag nichts zustande bringen, aber dies verhindert nicht, dass Gott zu ihm steht.

► Wenn Aufrichtigkeit in Aufdringlichkeit umschlägt

So weit, so gut. Aber viele Zeitgenossen schließen daraus, dass sie auch diese Bestätigung einfach „so stehen lassen“ können. Dieser Beistand bedarf ja ihres eigenen Zutuns nicht. Was ohne eigenes Zutun besteht, darum müssen sie sich nicht kümmern. Sie haben kein schlechtes Gewissen dabei, wenn sie die Rede vom lieben Gott passiv lässt und bei ihnen nichts auslöst. Dies bekümmert gleichwohl die Zeugen eines „lieben“ Gottes. Sie sind aufrichtig davon überzeugt, dass es ihr Auftrag ist, den „lieben“, „gütigen“ und „barmherzigen“ Gott immer wieder zur Sprache zu bringen und auf eine Antwort des Angesprochenen zu hoffen. Bei jeder sich passenden Gelegenheit bezeugen sie ihre Überzeugung und ihre Hoffnung. Aber ihre Aufrichtigkeit schlägt um in Aufdringlichkeit. Die Penetranz, mit der sie Gott „lieb“, „gütig“ und „barmherzig“ sein lassen, macht sie zu religiösen Stalkern.

»Kein vernünftiger Mensch kann etwas gegen Liebe, Güte und Barmherzigkeit haben – wohl aber dagegen, dass Menschen damit gestalkt werden.«

Kein vernünftiger Mensch kann etwas gegen Liebe, Güte und Barmherzigkeit haben – wohl aber dagegen, dass Menschen damit gestalkt werden. Wer will es den Genervten unter den mit Liebe Bedrängten verdenken, dass sie den „Gottesstalkern“ aus dem Weg gehen? Die derart Gemiedenen schmerzt es zwar, dass das so gut Gemeinte so schlecht ankommt. Aber sie vermeiden ihrerseits eine kritische Selbstbefragung. Sie weichen der Frage aus, warum das Wort „Gott“ längst im Vokabelheft einer toten Sprache steht. Ihnen kommt kein Zweifel, ob eine mit diesem Wort bezeichnete Größe „lieb“ sein muss, um in Wahrheit und in Wirklichkeit Gott zu sein. Sie meiden die Debatte darüber, ob Gott nur deswegen und solange als „lieb“ gilt, wie er ihr Bedürfnis nach Selbstvergewisserung und Selbstbestätigung bedient. Stattdessen sind sie immer noch damit beschäftigt, dunkle und irritierende Gottesbilder zu beseitigen. Sie rechnen nicht damit, dass die von allen menschlichen Kontrasterfahrungen unbeeindruckte Rede vom „lieben“ Gott nur neue und nicht minder beklemmende Dissonanzen und Irritationen erzeugt.

Von den Adressaten einer solchen Gottesrede wird erwartet, dass sie angesichts dessen, was in ihrem Leben ohne Wenn und Aber inakzeptabel ist, dennoch eine Bejahung ihres Lebens von Seiten Gottes anzunehmen bereit sind. Hier drängt sich nicht allein der Verdacht auf, dass die Rede von der unverdienenbaren Zuwendung Gottes zum Bestandteil

einer Kompensation mangelnder zwischenmenschlicher Anerkennungsverdienste wird. Weitaus häufiger als die göttliche Erstattung fehlender Anerkennung ist die Erfahrung einer Verdoppelung dieser Misere. Denn wo die Erfahrung fehlender zwischenmenschlicher Anerkennung gemacht wird, stellt sich oft auch das Erleben der Gottverlassenheit ein. In dieser Situation von einem „liebenden“ Gott zu reden, wird zum Beleg eines religiösen Zynismus. Die Umstände dieser Rede von Gott dementieren, was über ihn gesagt wird. Gegen dieses Dementi muss umso entschlossener geglaubt werden. Aber diese Entschlossenheit beweist nur den Willen zum Glauben, nicht jedoch die Realität des Geglaubten.

»Muss man – wenn nicht an Gott, so doch am Glauben an ihn – nicht irre werden, wenn unbeirrt von den Zeugnissen der Gottes- und Menschenverlassenheit in Sonntagspredigten die Rede von einem menschenfreundlichen Gott unverdrossen fortgesetzt wird?«

Muss man – wenn nicht an Gott, so doch am Glauben an ihn – nicht irre werden, wenn unbeirrt von den Zeugnissen der Gottes- und Menschenverlassenheit in Sonntagspredigten die Rede von einem menschenfreundlichen Gott unverdrossen fortgesetzt wird?

Der Glaube an Gott gerät in höchste Bedrängnis, wenn er Halt sucht in einer Behauptung,

die sich in guten Tagen als vertretbar, in schlechten Tagen aber eher als unhaltbar erweist. Er geht vor allem dann zu Grunde, wenn ihm die guten Gründe ausgehen im Streit mit einer Daseinsdeutung, die eine andere Grunderfahrung verarbeitet: Dasein heißt für den Menschen, in einem Horizont der Gleichgültigkeit zu existieren.

Inwiefern es letztlich einen Unterschied macht, ob es einen Menschen gegeben hat oder nicht, ist vielleicht der letzte Berührungspunkt mit der Frage, ob es Gott gibt – oder nicht. Denn letztlich geht es um den Unterschied von Sein und Nichts und was dieser Unterschied im Letzten für den Menschen bedeutet. Hat es nichts mit diesem Unterschied auf sich, dann ist auch das Dasein des Menschen belanglos. Muss der Atheist aber dann nicht an einem belanglosen Unterschied von Sein und Nichts irrewerden?

Hans-Joachim Höhn

Professor für Systematische Theologie und Religionsphilosophie am Institut für Katholische Theologie der Universität Köln.

